Ulli, das Schwein.

Aus südwestafrikanischen Kriegstagen.

Von einem Mitkämpfer.

Jedem wird es schon so gegangen sein, daß durch irgendeinen ganz unwesentlichen äußeren Anlaß, — ein Wort, eine Stimmung, eine Begegnung, — ganz plötzlich die Erinnerung an bestimmte Vorgänge und Erlebnisse längst vergangener Zeiten in ihm wachgerufen wird.

Vor einigen Tagen saß ich in der Subway. Die Wagen waren überfüllt, und die Menschen, die keinen Sitzplatz mehr gefunden hatten, hingen, hin und herschwankend, in dem dahinrasenden Expreß an den an der Decke befestigten Schlaufen. Als ich einen Augenblick von meiner Zeitung aufsah, grinste mich durch eine Lücke der den Mittelgang füllenden Menschenmauer ein gelbbraunes Gesicht an: Verschmitzte, schräggestellte, kohlschwarze Augen, eine platte, gleichsam eingestampfte Nase mit breiten Flügeln, wulstige Lippen, zwischen denen kräftige, schneeweiße Zähne blickten, stark hervorstehende Backenknochen und über der Stirn, von welcher der Hut zurückgeschoben war, ganz kurze Krollhaare, in denen die Motten gehaust zu haben schienen. Schon schloß sich die Lücke wieder, und das grinsende Gesicht verschwand. Aber in meinem Hirn war irgendeine noch unbestimmte Vorstellung ausgelöst worden, die mich nicht mehr los ließ.

Zum Teufel, wo hatte ich denn diese Niggerfratze schon gesehen?

Es gelang mir nicht mehr, mich in den Leitartikel „War" der „Eveinig Mail" zu vertiefen. Ich stand wie unter einem Zwang und ließ meine Gedanken wandern und suchte und suchte in meinen Erinnerungen. — — — — — — — —

Und plötzlich wußte ich's. Ich sah ihn leibhaftig wieder vor mir stehen, den Kerl, an den mich das grinsende Gesicht erinnerte:

Ulli, das Schwein!

Und das war so:

Am 11. August des Jahres 1904 hatten wir unter Oberstleutnant Deimling den Omeverumapaß des Waterberges mit blanker Waffe gestürmt. In die roten Granitwände der Berge waren krachend unsere Granaten geschlagen und hatten die schwarzen Leiber der flüchtenden Herero zerfetzt. Von allen vier Windrichtungen war das Hererovolk eingekreist worden. Doch in dem dichten Dornbuschwald hatten nicht alle Lücken geschlossen werden können, und die schwarze Welle der Aufständischen hatte sich, die Abteilung des Majors v. d. Heyde bei Hamakari überrennend, einen Ausweg aus der Umklammerung zu schaffen gewußt. Freilich einen Ausweg, der sie nur desto sicherer in das Verderben führte: Das wasserlose Sandfeld der Kalahari nahm sie auf, und hier vollendete sich die Tragödie des geschlagenen, betörten Stammes.

Unsere Siegesbeute waren viele Tausende von Rindern und Kleinvieh, der ganze Reichtum des einst so stolzen Hirtenvolkes.

Ich erhielt den Befehl, einen Teil dieser Beute nach Omaruru zu bringen. So marschierte ich denn wieder südwärts, während die Truppe die Verfolgung der Herero gen Osten aufnahm.

Langsam trottete das Vieh dahin. Sein Brüllen klang unaufhörlich aus der dichten, weißen Staubwolke, die es aufwirbelte. Und in den Chor der Tierstimmen mischte sich das gellende, heisere Schreien der schwarzen Treiber.

Hinterher folgten die drei Ochsenwagen. Auf der Vortrifte des letzten Wagens saß der Oberleutnant von Rehberg. Ich ritt nebenher.

Oberleutnant von Rehberg hatte seit dem letzten November im Felde gelegen. Zuerst gegen die Bondelzwalhottentotten, dann gegen die Herero. Seine Züge trugen die Spuren der monatelangen Kämpfe und Entbehrungen des afrikanischen Buschkrieges, seine lange, an sich hagere Gestalt war wie ausgemergelt. Der Stabsarzt hatte ihm Seeluft zur Erholung verordnet. Er ging an die Küste nach Swakopmund.

Wir sprachen von diesem und jenem, von den ausgestandenen Kämpfen, von unseren Toten, die wir im einsamen Busch oder in der weiten, gelben Steppe verscharrt hatten. Er erzählte langsam, mit müder Stimme, die Stummelpfeife, die der Afrikakrieger nicht entbehren kann, zwischen den Zähnen.

Ihre besten Ortlogmänner hatten die Herero am 11. August gegen die schwache Abteilung des Majors v. d. Heyde geschickt. Bei Hamakari hatte sie von Sonnenaufgang bis tief in die sinkende Nacht hinein im Gefecht gegen eine zwanzigfache Uebermacht gelegen. Die elfte Kompagnie hatte sämtliche Offiziere und Unteroffiziere verloren und war schließlich von einem Gefreiten geführt worden.

„Der Busch bei Hamakari ist so dicht, daß wir uns nicht entwickeln konnten," sagte Rehberg. „Die Spitze war sofort umzingelt und wurde abgeschossen. Mein alter, braver Lekow war der erste, der fiel."

Ich hatte den Oberleutnant von Lekow nicht persönlich gekannt. Aber sein Name hatte einen guten Klang in der Schutztruppe. Schon vor vielen Jahren, als einer der ersten, war er herausgekommen, hatte in manchem „Orlog" mitgefochten und so manches verwegene Reiterstückchen geliefert. Und Rehberg war sein bester Freund gewesen.

Aus der Staubwolke vorne löste sich ein Reiter und ritt an den Wagen, auf dem Rehberg saß, heran. Es war ein Hottentott in der Uniform der Schutztruppe. Zwei Hottentottenkompagnien leisteten uns Heeresfolge gegen die Herero, ihren Erbfeind.

Der Schwarze nahm eine stramme Haltung an und sagte zu Rehberg:

„Baas Oberlütnant, an die ander Kant ist die heele werld full Hartebeester. Sall uns schiet?" *)

„Jung," antwortete dieser, „Du darfst schießen. Aber nicht mehr als drei Patronen verknallen! Verstanden?"

„Zu Befehl, Baas Oberlütnant!" Und er galoppierte davon.

Rehberg lächelte leise.

„Das ist Ulli, das Schwein."

Ich sah ihn fragend an.

„Ulli war Bambuse (schwarzer Diener) bei Lekow. Jetzt habe ich ihn übernommen. Gleichsam als Vermächtnis. Er hat seinem toten Herrn treu gedient, viele Jahre lang. Was man so bei Schwarzen unter Treue versteht, selbstverständlich. Er hat es stets für sein gutes Recht gehalten, seinen Baas zu bestehlen. Tabak und Schnaps müssen immer unter Schloß und Riegel gehalten werden. Eine besondere Vorliebe hat er für englische Sauce. Mit einem Zug leert er eine halbe Pulle und reibt sich dann hochbefriedigt den Magen. Diese Nigger haben wirklich eine ausgepichte Kehle. Manchmal geht er auf Liebespfaden. Dann ist er für zwei, drei Tage spurlos verschwunden. Einmal blieb er sogar eine ganze Woche fort. Irgend ein Pontok in einer verschwiegenen Werft ist der Schauplatz seines Liebesabenteuers. Aber in allen anderen Dingen war er zuverläßig. Seine Verschlagenheit, seine genaue Geländekenntnis, sein ausgebildeter Spürsinn hat Lekow auf seinen vielen Kriegsfahrten manchen guten Dienst geleistet. Und Furcht kennt Ulli gar nicht. Verschiedentlich hat er seinen allzu tollkühnen Herrn herausgehauen und ihm das Leben gerettet. Im Augenblick des Ueberfalls bei Hamakari war er von Lekow, der die Spitze führte, zur Ueberbringung einer Meldung nach hinten geschickt worden. Als die Schüsse vorne knatterten, jagte er in gestrecktem Galopp vor, ohne jede Rücksicht auf Deckung. Doch diesmal konnte er seinen Baas nicht mehr retten, die tötliche Kugel hatte ihr Ziel schon gefunden. Da sprang Ulli vom Gaul und feuerte, aufrechtstehend, wütend in die von allen Seiten anstürmenden dichten Haufen der Herero hinein. Wie er lebend davongekommen ist, ist ein Rätsel."

Rehberg schwieg einen Augenblick. Dann fuhr er fort, von Ulli's mancherlei Streichen zu erzählen.

„Uebrigens ist Ulli in der ganzen Schutztruppe nur unter dem schönen Beinamen „Das Schwein" bekannt. So pflegte ihn Lekow in der Derbheit seines afrikanischen Landsknechtstums stets zu nennen."

An den Bergen brach sich der Hall eines Schusses. Eine halbe Stunde später tauchte Ulli wieder auf, vor sich auf dem Sattel den Rücken und hinter sich zu beiden Seiten vom Pferde herabhängend, die Keulen einer Hartebeest-Antilope.

Auf dem Marsche war er willig und aufmerksam. Machten wir Halt, so hatte er im Nu die Zeltplane unter irgend einem geeigneten Busch als Sonnendach befestigt, und das Wasser zum Kaffeekochen stand auf dem Feuer. Er sorgte für die Pferde, beaufsichtigte das Tränken des Viehs und achtete darauf, daß kein Stück im dichten Busch zurückblieb und verloren ging. Er melkte die Kühe, die mit Kälbern gingen, und brachte uns die frische Milch.

Einmal machte ich eine merkwürdige Beobachtung. Ulli stand und sprach mit einem Sergeanten, der meine Kolonne gleichfalls als Rekonvaleszent begleitete. Ich wollte zwischen ihm und dem Stamme einer Kameldornakazie, der er den Rücken zukehrte, vorbeigehen und gab ihm, da die Passage etwas eng war, einen Puff in die Seite. Er fuhr heftig zusammen und schlug mit den Armen wild um sich, so daß er dem verdutzten Sergeanten eine regelrechte kräftige Maulschelle verabfolgte. Rehberg erklärte mir dies Benehmen als die Folge einer Schreckhaftigkeit, verursacht durch eine übergroße Empfindsamkeit des Nervensystems, die bei Hottentotten häufig beobachtet wurde.

Endlich versank hinter uns das rote Sandsteinplateau des Waterberges. Die beiden Halbkugeln der Omatakoberge, deren Gipfel die höchste Meereshöhe Südwestafrikas erreichen, tauchten auf und verschwanden wieder hinter den zerklüfteten Onjatibergen, und eines morgens grüßte uns die blaue Kuppe von Omaruru, unserem Marschziel. Ich gab meinen Transport ab und trennte mich von Oberleutnant von Rehberg, der die Reise zur Küste fortsetzte. Ulli, das Schwein, begleitete ihn.

* * *

Sechs Wochen später standen auch die Hottentottenstämme des Nonnalandes in hellem Aufruhr gegen die deutsche Schutzherrschaft. Wieder kam eine Bartolomäusnacht über das Land, die weit mehr als hundert weißen Ansiedlern, Frauen und Kindern, das Leben kostete. Dem alten Hendrik Witboi, dem Großkapitän der Witboileute, war Gott im Traum erschienen und hatte ihm befohlen, alle Deutschen ins Meer zu jagen. Englische Wühlarbeit und englisches Gold bildeten den soliden Hintergrund dieses Traumes.

Die beiden im Verbande der Schutztruppe stehenden Hottentottenkompagnien waren sofort entwaffnet und außer Landes nach unserer Kolonie Toyo transportiert worden. Ebenso verfuhr man mit den auf den größeren Etappenorten befindlichen Hottentotten.

Ich kam gerade von einem scharfen Patrouillenritt zurück nach Okahandya, als auch dort die Eingeborenen, soweit sie den aufständischen Stämmen angehörten, abtransportiert wurden. Stumpf trotteten sie an mir vorüber zum Bahnhof.

Mein Auge suchte nach Ulli. Denn Oberleutnant von Rehberg befand sich gerade, von Swakopmund zurückgekehrt, in Okahandya. Aber ich konnte das wohlbekannte Gesicht nicht herausfinden.

Mittags traf ich Rehberg im Kasino. Ich fragte nach Ulli.

„Der ist auf merkwürdige Weise verschwunden," sagte er. „Heute morgen beim Appell der Kerle hat er auf seinen Namensaufruf noch geantwortet. Aber beim Verladen auf dem Bahnhof habe ich ihn nicht mehr gefunden."

Später stellte sich heraus, daß Ulli in einer trüben Vorahnung des Kommenden einen Stammesgenossen durch eine Flasche Gin bestochen hatte, beim Appell statt seiner beim Aufruf zu antworten. So hatte er sich einen großen Vorsprung zur Flucht verschafft.

Niemals, — in den langen zwei Jahren der erbitterten, blutigen Kämpfe des Hottentottenaufstandes, — hörte man etwas von ihm.

Ulli war spurlos verschwunden.

* * *

Zehn Jahre später, im Mai des Jahres 1914, kam ich zum zweiten Male nach Deutsch-Südwestafrika. Diesmal nicht zum männermordenden Kampfe, sondern zu friedlichem Schaffen. Und wie ich durchs Land fuhr, sah ich nicht wie damals rauchgeschwärzte Trümmer zerstörter Farmhäuser und verwesende Tier- und Menschenleichen, sondern freundliche, aufblühende, in lichtes Grün gebettete Siedlungen, zahllose weidende Herden von Rindern, Kleinvieh, Pferden und Straußen, große Obst- und Weinpflanzungen, fleißige Menschen, auf deren Gesichtern das Glück und die Zufriedenheit über den Erfolg ihrer Arbeit geschrieben stand. Nicht wie damals fuhr ich hoch oben auf dem hochbeladenen Güterwagen des kurzatmig schnaufenden „Jügles" in vier langen Tagen die kaum 400 Kilometer lange Strecke von Swakopmund nach Windhuk, sondern legte sie im modernen, bequemen Expreßzug in wenigen Stunden zurück. Ja, noch ein größeres Wunder war mir beschieden. Nicht im bedächtigen Trott des im tiefen Sande mühsam mahlenden Ochsenwagens durchquerte ich das Land — ganze vier Kilometer in der Stunde —, sondern hoch oben im Blau des Aethers schwebte ich mit einer Stundengeschwindigkeit von mehr als hundert Kilometern über rote und blaue Bergketten, über weite gelbe, von den grünen Bändern der Riviere *) kreuz und quer durchzogenen Steppen in dem neuesten, von dem nie rastenden Menschengeiste erfundenen Verkehrsmittel, dem Flugzeuge, dahin.

Die Landeshauptstadt Windhuk schwelgte im Festestrubel. Die Schutztruppe, deren ruhmreiche Waffentaten der so oft von Aufständen der Eingeborenen durchlöcherten Kolonie eine segensreiche, siebenjährige Friedenszeit gebracht hatten, beging die Jubelfeier ihres 9jährigen Bestehens. Ihr kampferprobter Kommandeur, Oberstleutnant von Heydebreck, führte sie dem Gouverneur in Parade vor. Und um die Erfolge der jahrelangen Friedensarbeit zu zeigen, war gleichzeitig eine landwirtschaftliche Landesausstellung veranstaltet worden. Aus allen Teilen der Kolonie waren sie nach Windhuk geeilt, die Farmer, die Kaufleute, die Händler, die Bergleute, die Ingenieure, die Beamten und Offiziere, soweit es der Dienst auf ihren oft weit entlegenen Posten zuließ, um ein paar festesfrohe Tage zu verleben und mit alten Freunden und Bekannten wieder einen guten deutschen Trunk zu tun. — Zur Begrüßung ihrer Gäste hatte die Stadt reichen Flaggenschmuck angelegt. Hoch oben aber auf der die ganze Umgegend beherrschenden Höhe blickte trutzig die alte Feste ins weite Land, ihr zur Seite das Denkmal für die vielen in den heißen Kriegsjahren gefallenen Streiter: Auf hohem Bronzeroß ein Reiter der kaiserlichen Schutztruppe mit dem breitkrämpigen Hute, die Büchse schußbereit auf das Knie gestemmt, als hielte er treue Wacht über diese deutsche Erde im heißen Afrika.

Wer, der dies Bild des tiefsten Friedens in sich aufnahm, hätte ahnen können, daß nur kurze drei Monate später der europäische Völkerkrieg auch an diesen friedlichen Erdenwinkel die Brandfackel legen, daß nur ein Jahr später der Union Jack frech auf der nie bezwungenen Feste flattern würde? Daß in kurzem schon so viele dieser Männer, die sich ihres Lebens und ihrer friedlichen, gesegneten Arbeit freuten, ihre Treue zu ihrem Kaiser und ihrem Vaterlande mit ihrem Blute besiegeln würden?

Auch ich mußte viele Hände schütteln, viele Becher leeren. Und so saß ich eines Abends auf der Terrasse des Hotels „Europäischer Hof" auch mit Rehberg wieder zusammen. Damals war er junger Oberleutnant, jetzt älterer Hauptmann. Er war inzwischen zur Landespolizei übergetreten. Mit dem bekannten Kolonialmaler Axel Erikson, dem Sohne des einstmals berühmtesten Elefantenjägers Afrikas, und seiner lustigen, blonden Frau bildeten wir eine gemütliche Ecke.

Und wie wir uns so in die alten Zeiten versenkten, der alten Kameraden gedachten, die längst die heiße Erde des schwarzen Erdteils deckt, da fragte ich plötzlich Rehberg:

„Haben Sie je wieder etwas von unserm Ulli gehört?"

„Den habe ich gehängt!"

Und dann erzählte er:

„Ich war eine Zeit lang im Gibeoner Bezirk stationiert. Die letzten Zuckungen des Hottentottenaufstandes waren mit der Niederlage der Simon Kopper-Leute bei Karatowise Kolk in der Kalahari vorüber. Mein Amt war ein wenig vergnügliches. Ich befaßte mich mit dem Abfangen von Viehdieben, die in der unzugänglichen Kalahari ihre Schlupfwinkel hatten. Es war ein mühsames Geschäft. Denn man kann eher einen Floh im Strohsack fangen als einen Eingeborenen in dieser wasserlosen, unendlichen Graswüste.

Plötzlich nahmen die Viehdiebstähle einen größeren Umfang an. Hatten sich die Kerle früher mit ein paar armseligen Schafen oder Ziegen begnügt, so trieben sie jetzt ganz Rinderherden weg, ja sie wagten es sogar, Pferde und Maultiere mitzunehmen. In verschiedenen Fällen fand man die schwarzen Wächter erschlagen oder erschossen. Es lag System in der Sache. Es mußte eine geschlossene Bande sein, die von einem intelligenten Führer geleitet wurde. Die einzelnen Tatorte lagen meist weit auseinander. Die Streifereien der Bande dehnten sich vom oberen Fischfluß bis zu den Karrasbergen und dem Oranje aus.

Die Kerle wurden immer frecher. Eines Nachts wurde eine Burenfarm regelrecht überfallen, der Bur ermordet und das gesamte Vieh geraubt. Das Gouvernement wollte der Sache ein schnelles Ende machen und verstärkte meine Truppe erheblich. Ich errichtete ein Netz von Beobachtungsposten und ließ unaufhörlich Patrouille reiten. Aber der Erfolg blieb aus. Zwar wurden die Räubereien etwas seltener, doch gelang es der Bande immer wieder, uns ein Schnippchen zu schlagen. Ihr Führer mußte ein intelligenter Bursche sein, der jede Klippe, jeden Busch, jede Falte des Geländes genau kannte und mit allen Schlichen seines Handwerks genau vertraut war.

Aber wer war dieser Unbekannte?

Schließlich gewann ich mir einige der scheuen Kalaharibuschleute als Kundschafter. Und da klappte es.

Einer von ihnen brachte mir eines Abends die Nachricht, er habe eine Anzahl mit Gewehren bewaffneter Hottentotten am Tage vorher auf einem nur Eingeborenen bekannten Jägerpfade von Osten nach Westen reiten sehen, sei ihnen unbemerkt gefolgt, habe sich, als sie Rast machten, herangeschlichen und sie den Namen einer Farm nennen gehört. Er vermute, daß diese Farm noch in dieser Nacht überfallen würde.

Da war keine Zeit zu verlieren. Ich ließ sofort satteln und ritt mit zwanzig Mann los. Den Buschmann nahm ich mit. Die Gäule mußten hergeben, was sie in sich hatten.

Als wir das Gebiet der Farm erreicht hatten, ließ ich zunächst durch den Buschmann den Stand des Viehs feststellen. Dann ließ ich die Pferde unter dem Schutz einer Wache zurück und bezog mit den übrigen Leuten Beobachtungsposten in der Nähe der weidenden Herden.

Der Morgen dämmerte schon, da fiel ein Schuß. Dann sah ich, wie einige berittene, braungelbe Kerle das Vieh zusammentrieben. Sie liefen uns direkt in die Arme. Es kam zu einem kurzen Feuergefecht, in dem die Räuberbande fast völlig aufgerieben wurde. Nur etwa drei entkamen. Drei andere fielen uns verwundet in die Hände.

Der eine von diesen war Ulli, das Schwein.

Ich bin an Ueberraschungen in Afrika gewöhnt. Sie wissen doch, wir sagen hier: Denn erstens kommt es anders, und zweitens als man denkt, und drittens in Afrika!

Aber jetzt war ich doch paff.

Ulli hatte einen Schuß durch den rechten Oberschenkel. Er lag auf der Erde, ohne sich zu rühren, mit dem Rücken gegen eine Klippe gelehnt, und sah mich an, ohne eine Miene zu verziehen. Es war kein Wort aus ihm herauszubringen.

Unser Oberarzt in Gibeon hat ihn dann erst schön auskuriert. Darauf wurde ihm der Prozeß gemacht. Er leugnete nichts, gestand seine Schandtaten ohne Rückhalt ein. Er war der Anführer der Bande gewesen.

Das Todesurteil durch Erhängen mußte ich vollstrecken lassen.

Als er zum Galgen geführt wurde, fragte ihn der Missionar — Ulli war Christ —, ob er noch eine Bitte habe.

Er antwortete, er wolle mir noch einmal die Hand reichen.

Ich brachte es nicht fertig, ihm die Bitte zu verweigern.

Er stand vor mir, sah mich fest an und sagte, seine Hand in der meinen, nur:

„Danki, Baas Oberlütnant!"

Dann stieg er ruhig aufs Gerüst, steckte selber den Kopf in die Schlinge und sprang herab, bevor ich den Wink geben konnte, das Fußbrett fortzuziehen.

So starb Ulli.

*) „Herr Oberleutnant, auf der anderen Seite ist die ganze Welt voll Hartebeester." (So nennen die Buren die Kuhantilopen.) „Sollen wir schießen?"

*) Riviere nennt der Bur die trockenen Flußbetten, deren Ufer eine kräftige Vegetation aufweisen.

Deutsche Worte in der englischen Sprache. Die englische Wochenschrift „Answers" stellt eine Anzahl deutscher Worte zusammen, die sie aus der englischen Sprache verschwunden zu sehen wünscht. Der Kampf um das Wort „kursaal" und seinem englischen Ersatz mit „hall" oder „pavillon" hat schon öfter getobt. Dann kommt das Wort „hinterland", für das der australische Ausdruck „back blocks" als echt britisch empfohlen wird. Mit dem „kindergarten" wollen sie auch nichts mehr zu tun haben; es soll durch „play school" ersetzt werden. Dann ist seltsamerweise „eau-de-Cologne" an der Reihe. Aber es geht nur um das Wort Cologne, denn die ersten beiden französischen sollen bleiben, das Ganze soll „eau-de-Paris" heißen; ein Kompliment an die Verbündeten. „Lagerbeer" muß um jeden Preis fort — aber nur das Wort, nicht der Stoff. Es kommt jetzt meist aus Holland — so erzählt die englische Zeitung wenigstens ihren Lesern — und so soll es „dutch beer" heißen, denn Holland ist mindestens „freundlich neutral". Nun kommt ein deutsches Wort, das man in Deutschland nicht kennen wird: „hock". Das bedeutet für den Engländer deutschen Rhein- und Schaumwein und soll aus „Hochheimer" entstanden sein. Also fort mit „hock" und auch mit „kummel", ebenso mit den „delicatessen shops", die sich künftig „sandwich shops" nennen sollen. Die Hundekenner werden aufgefordert, das Wort „dachshund" zu ersetzen, aber die Bezeichnung „sausage dog" wird als nicht gesellschaftsfähig gleich untersagt.

— Seltenheiten sind im Kriege gewiß Kugeln, zu deren Herstellung Edelsteine benutzt wurden. Solche Geschosse kennt man aber aus den Kämpfen an der Grenze von Kaschmir, wo die britischen Truppen die aufständigen Hunzas besiegten. Da benutzten die Eingeborenen als Material zu ihren Geschossen echte Granaten, die in Blei eingeschlossen waren. Viele der dortigen britischen Soldaten haben solche Kugeln als Merkwürdigkeiten aufbewahrt.

Die Schlacht von Béthincourt.

Von **Colin Roß.**

Vor Verdun, im April.

Zur Rechten begrenzt der Wald von Avocourt den Blick. Eine zackige, zerrissene Silhouette hebt sich vom Himmel ab. Kein Grün. Zersplitterte, zerfetzte Stumpen, nur niedergetretenes Gras! Von da zieht die Höhenstraße Avocourt—Esnes den Horizont entlang. Scharenweise marschieren die Chausseebäume hintereinander. Hier und da ist einer ausgefallen oder niedergebrochen: eine Granate hat sich hier ihren Weg gesucht. Dahinter der dunkle Schatten des Hessenwaldes.

Die Straße verschwindet hinter der Höhe 304, die sich jetzt vordrängt. Ein mächtiger Bergklotz, lang gestreckt, wuchtig und trotzig. Aber er hat doch nicht verhindern können, daß Malancourt und Haucourt in unsere Hände fielen und all die Kuppen vor seinem Westteil, die er beherrscht. Seinem steil sich senkenden Nordhang gegenüber liegt der Tote Mann, ein breiter, doppelt gebuckelter Berg.

Zwischen den beiden Höhen führt die Straße nach Béthincourt, das noch immer inmitten unserer Stellung liegt. Nur nach Süden ist noch ein Weg frei. Ihm entlang sieht man bis zum Marterücken, Fort Bourrus und Fort Marre wuchten, weitläufig und massig auf seinem Kamm. Ein weiter Kranz von Schützengräben legt sich vor sie. Hell schimmert der frisch herausgebrochene weiße Kalksandstein. Das ist das Schlachtfeld. Man hat ganz den Blick dafür verloren und muß es sich erst verstandesmäßig klar machen, daß dies ein Bild ist, wie man es sonst nirgends sieht, eine Landschaft, die auf der ganzen Welt ihresgleichen nicht hat. Die Wiesen und Felder, die seit bald zwei Jahren keine Pflege mehr fanden, sind verwaist und verkarstet. Steppe, Wüste, mitten im kultiviertesten Europa. Kein ganzes Haus, kein unbeschädigter Baum. Trümmer, Ruinen. Um und um ist der Boden aufgewühlt, kreuz und quer durchpflügt von Gräben auf Gräben. Ueberall aber haben die Granaten Löcher und Trichter gerissen. Die Höhen, um die am heftigsten gekämpft wurde — 287, der Termitenhügel, die Kuppen südwestlich Haucourt — sind wie umgekrempelt. Nichts steht da mehr, gar nichts. Loch an Loch, Trichter an Trichter. Die weißen Trümmer und Brocken des Kalksteins, aus dem der Berg besteht, sind überallhin verstreut, daß die Höhen nun weiß gesprenkelt und getupft aussehen.

Die Straßen waren einmal; jetzt sind sie längst dem übrigen Erdboden gleich. den Forgesbach sieht man nicht mehr. Zwischen aufgewühlten Erdwällen sucht er mühsam von Trichter zu Trichter ein neues Bett.

Die Sonne scheint. Es wird ein klarer Tag. Ein goldbrauner, warmer Glanz liegt auf den Höhen. Wie der Frühnebel wich, begann die Schlacht. — Die Schlacht? Jeder Tag ist hier Schlacht, jede Stunde Kampf. Und doch, heut donnert es den ganzen Horizont entlang, raucht und stäubt, soweit man sieht.

Der Himmel ist blau und klar, aber zeitweise verdunkeln ihn die ziehenden Rauchschwaden. Um den Toten Mann streicht es wie Nebelgespenster um den Brocken. Aus dem Forgesbach-Grund steigen schwarze Fontänen. Braun und grau kriecht es die Höhe 394 hinauf. Staub stiebt steil auf aus den drei Dörfern. Alle Kuppen und Hügel brechen auf, und braune, sich unförmig breitende Wolken quellen daraus.

Was das Auge sieht, kann man schildern, zur Not, mit schwachen Worten, die kaum einen Begriff der Wirklichkeit geben. Was das Ohr hört, läßt sich mit Worten nicht verdeutlichen. Das Bellen der Feldgeschütze, der tiefe, volle Klang des Abschusses der Haubitzen und Mörser, das schreckliche Krachen des Krepierens der Geschosse, von denen ein jedes Kaliber wieder seine eigene Klangfarbe hat, der helle Ton der Schrapnelle, wie springendes Glas, das Heulen und Pfeifen der die Luft durchschneidenden Granaten, von denen einzelne schwere Kaliber ein direkt schauerliches Lied singen. Dies alles verklingt und verschmilzt zu einer Sinfonie von solch grandioser Macht und Stärke, daß das menschliche Ohr zu schwach ist, sie aufzunehmen. Man wehrt sich gegen den Klangansturm, schließt die Ohren, daß man nur ein schweres dumpfes Rollen und Dröhnen hört. Nur wenn ein Einschlag gar zu nahe brechend kracht, zuckt das Trommelfell und nimmt nur diesen einen drohendsten Ton auf.

In Rauch und Qualm aber, unter den niederbrechenden Schollen und schwirrenden Sprengstücken sitzen hüben und drüben in der Erde Menschen, dulden und warten, warten auf den einen Augenblick, wo sie selbst oder die Feinde vorbrechen zum entscheidenden Kampf um einen Graben, um ein paar hundert Meter Geländegewinn.

Gegen Mittag zeigt sich auf dem Stützpunkt westlich Béthincourt, den die Unseren schon vor mehreren Tagen besetzten, Bewegung. Die Franzosen hatten hinter ihrer Forgesbach-Stellung auf halbem Hang mehrere solcher geschlossener Stützpunkte, mit starken Drahthindernissen ringsherum. Sie sollten einer aus der Stellung geworfenen Besatzung als Rückhalt dienen, um die Wiedereroberung des Verlorenen zu ermöglichen. Aber sie wurden mit der Stellung überrannt und dienen nun mit ihren Gräben und Unterständen unseren Sturmtruppen als Unterkunft und Sprungbrett für den nächsten Sturm.

Tot und leer lag der Stützpunkt den ganzen Tag über da; nun regt es sich zwischen den Drahthindernissen. Leute mit großen Drahtscheren sind es. Eilig schlüpfen sie hin und her. Fieberhaft arbeiten die Scheren und bahnen die Gassen für den Sturm.

In der Flanke, kaum 1000 Meter entfernt, liegt Béthincourt. Man könnte von da jeden einzelnen Mann abschießen. Aber dort wagt wohl niemand zu beobachten; denn schweres Feuer liegt auf dem Dorfe, und Schuß auf Schuß fährt in die Ruinen.

Der Drahtscherentrupp war das erste Leben, das sich in dieser Landschaft zeigte, die so wüst und leer schien und so voll Tod, als könne kein Insekt darinnen existieren. Und nun ist sie mit einem Schlage voll Bewegung. Die Nebel wallen noch immer um den Toten Mann. Darinnen aber springen Gestalten. Linien laufen vor. Man erkennt nicht, sind's die Unseren, sind's die Franzosen. Dann verdeckt alles wieder Rauch und Qualm.

Den Hang vom Stützpunkt in den Grund hinüber läuft ein dichtgescharter Sturmtrupp. Auf dem Redduit gegenüber liegt noch schweres Mörsenfeuer. Ungefährdet laufen sie vor. Aber jetzt knattert es aus neuangelegten Gräben zur Rechten. Hinter den Feldsteinen der Brustwehr schimmert es bläulich. Mann steht da an Mann. Deutlich erkennt man die Stahlhelme.

Im Grund stiebt es auf von den einschlagenden Kugeln. Die Sturmtruppe ist gerade an dem unteren Drahthindernisse angelangt. Sie wirft sich hin. Man sieht sie kaum mehr; so verschwinden die feldgrauen Uniformen und so absolut unbeweglich liegen die Leute.

Auf die noch nicht genügend sturmreif gemachten Gräben wird neues Feuer gelenkt. Ueber den blauen Helmen platzen Granatbrennzünder, und schwere Einschläge wölken sich vor, hinter und in den Gräben. Die Köpfe verschwinden, aber sobald sich bei uns einer rührt, knattert das Feuer wieder los.

Und weiter östlich steigen jetzt kleine Gruppen und lichte Sturmwellen den Hang hinan. Eine schwere Granate schlägt vor einem ein. Der Vorderste bricht zusammen. — Ein Bild, wie man es oft auf Schlachtgemälden sieht: die aufsteigende schwarze Rauchwolke und davor der zusammenbrechende Mann. Die anderen weichen aus und laufen weiter.

An einer Stelle sind die Vordersten bis dicht an das Drahthindernis gekommen. Aber die Unterstützung kommt nicht nach. Die wenigen halten und decken sich in den Granatlöchern. Einzelne laufen wieder zurück.

Vor dem Redduit liegt die Sturmkolonne noch immer im Grund. Sie fangen vorsichtig an, sich einzugraben. Ein Meldegänger läuft zurück. Kaum erhebt er sich, pfeifen um ihn die Kugeln. Er rennt ums Leben. Dicht neben ihm, rechts und links stäubt es auf.

Aber jetzt bricht eine Linie südöstlich Béthincourt vor. Etwa 200 Meter hat sie zu laufen. Aus dem ganzen Graben knattert es. Doch sie läßt sich nicht aufhalten, stürzt vor, kaum, daß einer fällt. Es ist wie ein Wunder. Jetzt sind sie am Hindernis. Ein Teil wirft sich nieder und feuert. Drüben sind Unterstützungen herangeeilt, feuern stehend hinter dem Graben hervor, wie eine Welle bricht jetzt die Masse der Stürmenden durch das Drahtgewirr. Nun ein Gewoge. Menschenleiber im Durcheinander. Auf drei, einen Schritt Entfernung fallen noch Schüsse. Man erkennt nichts mehr, nur ein Hin- und Hergewoge von Menschen.

Da entwirrt sich das Chaos. Ein Trupp löst sich von dem anderen, ballt sich zusammen und setzt sich in Bewegung. Auf unsere Seite zu. Franzosen sind es. Gefangene! Die Sturmlinie formiert sich wieder und stürmt weiter.

Béthincourt ist abgeschnitten! Der eine Stützpunkt, der sich noch hält, wird heute fallen, oder morgen. Verzweifelt schießen sie Leuchtkugeln ab. Rechts und links in den anschließenden Gräben sind die Unseren schon dicht heran.

Und Rauch und Qualm. Granaten über Granaten. — Die Franzosen setzen zum Gegenstoß an. Aus einem Laufgraben weit rückwärts, der auf uns zuführt, laufen sie heraus. Ungehindert kommen die Vordersten vor. Da hat eine Batterie sie erkannt. Drei, vier Gruppen krachen hintereinander. Die außerhalb des Grabens brechen nieder. Niemand kommt mehr vor.

Sonne und blauer Himmel. Flieger über uns, gleich glitzernden Libellen. Hinter ihnen in langgestreckter Bahn die weißen Schrapnellwölkchen der Abwehrgeschütze. Und unter ihnen, in Rauch und Qualm, der Tod über das ganze Feld.

Die Sonne sinkt. Bis zum Abend ließ das Feuer nicht nach. Fern, weit hinter uns, wo der Rauch ihn nicht frißt, liegt seiner Goldstaub in der Luft.

Ein Tag so voll Eindrücken, daß einer, den sie ungewohnt und unvorbereitet träfen, sie wohl nie verwinden könnte. Ein Schlachtbild. Wohl. Aber eine Schlacht? Die Geschichte wird sie nicht so nennen. Eine Einzelaktion! Ein Winziges, Unbedeutendes im Rahmen des Ganzen. Ein Tag im langen Lauf der Tage. Ein Tag wie andere. Nur: die Sicht war besser, die Beobachtung umfassender; das ist alles.

So leben wir. Wer denkt morgen noch daran? — Ein wehes Wundern, daß all dies Große das Herz nicht tiefer rührt, nicht höher schlagen läßt. Ja, um uns alles Große, und für uns — das Alltägliche.

— Um eine drohende Revolution zu beschwören, wollte Sultan Mahmud II. (gest. 1839) seinen einzigen Sohn töten; da die Dynastie Osman dann auf zwei Augen stand, hätte kein Moslem gewagt ihn anzutasten.

„Nieder mit den Museen!"

Englische Bilderstürmer.

Pearsons Magazine, eine der billigsten und niedrigsten, aber vielleicht ebendeshalb auch eine der beliebtesten und verbreitetsten Zeitschriften Englands, veröffentlicht im Aprilheft einen Artikel „Scrap the Museums!" (Nieder mit den Museen!) aus der Feder von Philip Handley, an dem die Tatsache, daß es überhaupt geschrieben und veröffentlicht werden konnte, so bezeichnend ist, daß sie auch der übrigen Welt bekannt zu werden verdient.

Was Philip Handley verlangt, ist nicht mehr und nicht weniger, als daß alle Museen Englands von der Nationalgalerie bis zum Brittischen Museum niedergerissen werden sollen, und ihr Inhalt, soweit er nicht irgendeinem „nützlichen" Zweck dient, also vor allem die Gemälde, die griechischen Skulpturen, die Mumien und Königsgräberschätze, an das meistbietende Amerika verkauft werden sollen. Denn, sagt er, was sind alle diese unschätzbaren Kunstwerke dem Durchschnittslondoner, de... „Mann von der Straße"? Wann fällt es ihm ein, sie zu besichtigen? Er würde zwar, wenn die Deutschen die Museen bombardierten, von Hunnen und Barbaren reden, aber das wäre nur nachgeplappert, käme nicht von Herzen, denn ihm wäre der Untergang aller dieser Kunstwerke kein Verlust. Zwar zahlt man von seinem Geld, von seinen Steuern, diese irrsinnigen Preise, 900,000 Mark für die Venus mit dem Spiegel von Velasquez, anderthalb Millionen für einen Holbein, 600,000 Mark für einen Titian, von den Unsummen für die